

Menno-Blatt

Chaco Paraguay Kolonie Fernheim.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschl. Porto folgender: Für das Ausland 1 Jahr — 80 Cents, 16 Monate — 1 Doll., 2 Jahre — 1 Doll. 50 Cents USA-Währung. Für das östl. Paraguay jährlich 30 & für die Kol. Menno & Fernheim 25 Peso Pap. Gelder überweist man durch die Bank oder in Bankchecks im Einschreibebriefe an obige Adresse mit Bemerkung. „Red. Menno-Blatt.“

4. Jahrgang

November 1933

Nummer 11

Zum 25. November.

Und Gott sprach zu Jakob: „Mache dich auf und ziehe gen Beth-El und wohne daselbst und mache daselbst einen Altar Dem Gott, Der dir erschien, da du flohest vor deinem Bruder Esau.“ 1. Mose 35, 1.

Der Name Beth-El war dem Jakob gut bekannt. Er wußte genau, es war jener Ort, wo Jehova sich ihm im Traume offenbart hatte. Der Grund, weshalb Jakob mehrere Jahre zögerte, ehe er nach Beth-El ging, war wohl der, daß einer Übersiedlung nach dieser heiligen Stätte eine durchgreifende Reinigung seines Hauses vorangehen mußte.

Vom eigenen Gewissen ist Jakob jedenfalls oft an sein Gelübde erinnert worden. Nun kam noch äußere Not, da Jakob sich vor den heidnischen Völkern fürchtete. Als nun der göttliche Befehl nochmals an ihn erging, da handelte Jakob. Alle Götzen wurden unter der Eiche vergraben und Jakob zog nach Beth-El und baute dem Herrn einen Altar. Daß Jakob später auch dem Herrn den Zehnten gegeben hat, lesen wir nirgends.

Der 25. November erinnert uns an jenes Beth-El, das wir dort bei Moskau erlebten. Um Moskau herum, dieser großen Stadt, wo man den Glauben an Gott ausrotten will, lagen in jener Zeit mehr als 10 000 Deutsche. Viele von ihnen, wohl der größte Teil, hatten im Vertrauen auf den Herrn ihre Heimat verlassen. Und wenn nun manche unter göttlicher Zulassung wieder zurück in das furchtbare Elend muhten, wievielmehr Ursache haben wir da, Gott dankbar zu sein! —

Wenn wir am 25. November stille sein werden, dürfte manch einer vom Herrn den Befehl erhalten, noch einmal nach Beth-El zu gehen. Vier Jahre sind verflossen seit jener furchtbaren Zeit. Wir erinnern uns noch gut, wie wir nachts von unserm Lager aufstiegen, wenn das Surren der Autos hörbar wurde. Wir erinnern uns jener Zeit, wo in nächtlicher Stunde die Türen gewaltsam erbrochen wurden; wo man sich fürchtete, selber zu öffnen. Wir erinnern uns jener Nächte, wo so viele Familien auseinandergerissen wurden.

Wüßten diese Zeilen mithelfen, daß wir uns unserer Gelübde erinnern, die dort in den schönen Wäldern bei Moskau gemacht wurden. In verschiedener Weise hat Gott zu uns geredet, auch in den hinter uns liegenden Jahren im Chaco. Es waren immer wieder Erinnerungen an die großen Offenbarungen unseres Gottes aus vergangener Zeit.

Jakob bekam nun den direkten Befehl vom Herrn: „Wohne daselbst!“ Bleibend sollte er sich in Beth-El niederlassen. Jakob baute dem Herrn dort einen Altar. Und was wollen wir tun?
N. Wiebe.

Einige Winke zum 25. November.

Zum vierten Male jährt sich nun der für uns so bedeutungsvolle 25. November. Auch unsere nächste Schwesterfiedlung in Brasilien hat sich bereits im vorigen Jahre uns darin angeschlossen, diesen denkwürdigen Tag unserer Rettung aus der Knecht-

schaft festlich zu begehen. Wir, die wir damals schon erwachsen waren, werden wohl diese wichtige Station in unserm Leben nie vergessen. Anders aber ist es mit unserer heranwachsenden Jugend, die damals noch im Kindesalter stand, oder gar mit den Kindern, die hier geboren werden. Schreiber dieser Zeilen möchte hier auf einen Mangel hinweisen, der jedenfalls dazu beitragen dürfte, daß unsere spätere Generation überhaupt kein Interesse an diesem historischen Tage hätte. Dieses wäre aber doch zu schade. Was mir bei der vorjährigen Feier in unserm Kreise in die Augen fiel, war der Umstand, daß wir keine oder doch nur sehr wenige Kinder im schulpflichtigen Alter auf den Festbänken sitzen hatten. Ich meine, daß gerade in ihre Herzen die Großtat Gottes, durch Deutschland und das Remonitenzentalkomitee vollführt, gepflanzt werden mußte. An welchem Tage haben wir noch eine passendere Gelegenheit dazu?

Dem Volke Israel, mit dessen Geschichte die unsere soviel Ähnliches hat, wurde die direkte Aufgabe durch Mose gegeben: „So sollst du deinem Sohn sagen: „Wir waren Knechte des Pharao in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand““ 5. Mose 6, 21 ff.

Laßt auch uns unsere 1. Kleinen wenigstens in der Dämmerstunde des 24. Novembers, dem Jahrestage, wo bei Moskau die Wogen am höchsten gingen, auf unsere Knie nehmen und ihnen die Bedeutung des morgenden Festes schlicht erzählen. Dann laßt uns sie mitnehmen zum Festgottesdienst, der in Räumen stattfinden sollte, die geschmückt seien „mit Weizen, bis an die Hörner des Altars“ (eine Arbeit für unsere lieben Jugendbündler). Ja, ein jeder sei beflissen, das Fest würdig und schön zu gestalten, denn wäre dieser Tag nicht für uns gekommen, wo wären wir heute mit unsern Kindern?!

Wenn das Fest in ähnlicher Weise, worüber ein mancher gewiß noch mehr zu schreiben wüßte, gefeiert werden wird, dann können in späteren Zeiten unsere Nachkommen mit dem Psalmsänger in Psalm 44, 2 einstimmen: „Gott, wir haben's mit unsern Ohren gehört; unsre Väter haben's uns erzählt, was Du getan hast zu ihren Zeiten vor alters.“ Das walte Gott!
N. Siemens.

Mit jedem Hauch entflieht ein
Teil des Lebens
Nichts heut Ersatz für das,
was du verloren
Drum suche früh ein würdig
Ziel des Strebens
Es ist nicht deine Schuld,
daß du geboren
Doch deine Schuld,
wenn du gelebt vergebens.

Kritisches über Berichterstattung.

Mehrere unserer Siedler sind nicht ganz einverstanden mit der „Brücke“. Sie bringe zuviel von unsern festlichen Veranstaltungen, erzähle auch sonst zuviel von den guten Seiten unsres Siedlerlebens, übertreibe womöglich noch dabei. Die unspassenden Leser kämen womöglich in den Glauben, wir führten hier ein Schlacaffenleben. „Wenn ich mir schreiben könnte, ich würde derart von unserm Maulwurfsdasein berichten, daß den Lesern Hören und Sehen verginge!“ So und ähnlich sagen meine kritischen Freunde. Also wunderst euch nicht, liebe Leser, wenn ihr nächstens einmal in die „furchtbare Dunkelheit“ unserer Siedlung hineinschauen müßt. Ja, freilich, ich habe mir auch schon manchmal gesagt: Wenn unsere Freunde in Europa sich die Art unserer landwirtschaftlichen Arbeit einmal ansehen könnten, sie würden nicht große Lust haben, unsre Genossen zu werden. Wenn die Leserinnen in unsre Häuser und Hütten hineinschauen und sehen könnten, wie bescheiden sich die meisten Frauen hier einrichten müssen, sie würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Und mancher europäische Lehrer würde, wenn er unser primitives Unterrichtsmaterial zu Gesicht bekäme, bekennen: Hier möchte ich nicht Schulmeister sein! (in Klammern: vielleicht würde er aber auch etwas Positives unternehmen, uns mit Lehrerrüstzeug zu versehen!) Wenn wir wollten, wir könnten also allerhand Klagegeden bestimmen. Und doch, und doch — auch bei uns hat Gott wohlweislich Licht und Schatten verteilt. Selbst meine kritischen Nachbarn würden die „Brücke“ bald abbestellen, wenn ich von jetzt ab den „Blag“ nur den Schwarzsehern einräumen wollte. Das hält ja ein Mensch nicht aus, wenn er immer nur sein Jammerdasein betrachten soll. Er würde bald aus der Haut fahren.

Es ist ja auch gar nicht so, daß wir unter der Last unseres Daseins seufzen. Viele, die es einmal taten, schämen sich heute jener Zeit. Nicht, daß wir das Schwere nicht mehr sehen. Wir machen es nicht, wie der Vogel Strauß, von dem man sagt, daß er beim Herannahen eines Feindes den Kopf in den Sand stecke und sich in dem Glauben wiege, der Feind sehe ihn jetzt auch nicht. Wohl gehen wir unter Lasten. Aber die Last hält uns hübsch unten, damit wir nicht übermütig werden. Sie hat uns auch schon manchen Segen gebracht. Wir lernten für Last und Leid danken. Wir lernten von uns weg- und hinzuschauen auf die Not der Unseren in Rußland, lernten dabei inbrünstig beten: unser täglich Brot gib uns heute! Viele von uns haben auch schon danken gelernt für die neue Heimat. Sie würden umgekehrt mit mir hadern, wenn ich den Wiesmachern Raum geben wollte.

Also soll es bei den Festberichten bleiben? So dicht gesät sind die Feste zum Glück nicht, wie im letzten Sommer und Herbst. Fielen doch Erntedankfeste und die 4 Schulweihen in eine Zeitperiode. Wir haben in den nächsten Jahren keine neuen Schulweihen mehr zu erwarten. Die Feste fallen also weg. Die andern werden wir schon ertragen können, werden auch nicht mehr viel Spalten unseres Blattes füllen. Und doch, — wir brauchen auch Feste. Ohne Feste verkümmert unsre Seele. Sind die Feste auch noch so einfach und unscheinbar —, wir brauchen Freude. Wenn wir auch wenig außergewöhnliche Feste haben: — ist es nicht doch jedesmal ein Fest, wenn wir nach der Woche Arbeit und Mühe am Sonntagmorgen alle uns im

Schulhaus versammeln, dann die Chor- und Gemeindegesänge ertönen und das Wort von Gottes ewigem Erbarmen nach unsern Herzen greift? So soll es denn auch weiterhin dabei bleiben, daß wir von unserm Alltag und — vielleicht seltener — auch von unsern Festtagen erzählen. P. R.

Aus „Die Brücke“

Die Mennoniten im Chaco feiern Hindenburgs Geburtstag.

Am 2. Oktober hatte die Ortsgruppe Schönwiese des „Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim“ zu einer schlichten Geburtstagsfeier zu Ehren des Herrn Reichspräsidenten v. Hindenburg in die Zentralschule eingeladen, der an diesem Tage sein 86. Lebensjahr vollendete. Haben doch gerade die Deutsch-Russischen Flüchtlinge, zu denen ja auch die Fernheimer Mennoniten gehören, recht viel diesem Manne zu verdanken. War es doch Hindenburg, der in jenen kritischen Novembertagen 1920 seinen Einfluß zugunsten der vor Moskaus Toren versammelten Deutschen in die Waagschale warf und durch seine hochherzige Spende von 200 000 RM. für „Beißer in Not“ alle deutschen Volksgenossen zur Mithilfe aufforderte. Die segnenbringenden Folgen dieses Schrittes sind noch allen in lebendiger Erinnerung, so daß sie hier nicht erwähnt werden brauchen.

Recht zahlreich waren die Siedler der nächsten Dörfer der Einladung zur Feier gefolgt, die von Lehrer J. Legiehn mit einem Choral, Gebet und einer kurzen Erklärung über den Zweck des Abends eingeleitet wurde, worauf der Jugendchor das Heimatlied „Kein schöner Land“ sang. Durch das Gedicht „Rüttle dich, deutsches Volk“ wurden die Zuhörer gleich zu Beginn mit dem uersprockenen Hindenburg bekannt gemacht. Ausführlich schilderte ihn dann Lehrer J. Legiehn als Soldat, Feldherr und Staatsmann. In Anschluß sang die Jugend das „Lied vom guten Kameraden“. Das Gedicht „Der Kriegsblinde“ ließ uns in die Leiden der Kriegsbeschädigten blicken, für die Hindenburg stets in väterlicher Weise gesorgt hat. Der Unterzeichnete ging in seinem Vortrage auf die Bedeutung des Reichspräsidenten für das In- und Auslandsdeutschtum ein und erzählte dann noch einige Anekdoten, die so recht den „rechten Hindenburg“ charakterisierten. Mit dem „Deutschen Wehleid“ gelobte die Jugend dem angestammten Volkstum und dem Lande unserer Väter Treue, und in dem letzten Gedicht „Unser Dank“, das seine Entstehung einem Fernheimer verdankt, kamen so recht die Dankesgefühle zum Ausdruck, wie wir sie Hindenburg und unserm deutschen Mutterlande gegenüber empfinden. Die Feier schloß mit dem „Deutschlandliede“, das stehend von der ganzen Versammlung mit innerer Teilnahme und großer Begeisterung gesungen wurde. Friedrich Kriemer.

Sonntagsschullehrerkonferenz in Rosenort.

Nach langer, langer Zeit konnte endlich eine Konferenz für Sonntagsschullehrer anberaumt werden. Man hatte wohl die Notwendigkeit derselben eingesehen, aber es wollte sich nicht die nötige Zeit finden. Eine Zeitlang stand die Kolonie im Zeichen verschiedener Feste, die einen guten Teil der Sonntage ausfüllten.

Der 29. Oktober nun versammelte rund 20 Lehrer aus den verschiedenen Dörfern. Trotz Hitze und großem Nordsturm hatten sie sich eingefunden. Ein Beweis, daß man ein Herz für die Sache hat.

Verschiedene wichtige Fragen betreffs der Sonntagsschule wurden durchberaten. Man fragte sich, ob nicht in den Sonntagsschulen unserer Kolonie, wo doch in den Elementarschulen regelrecht Religionsunterricht getrieben wird, eine neue Arbeitsweise eingeführt werden müßte.

Es wurde daraufhin den Lehrern geraten, versuchsweise zu Anfang der Stunde den Kindern eine passende wahre Geschichte zu erzählen und an diese alsdann eine oder auch etliche biblische Geschichten anzuknüpfen. Man solle versuchen, den Unterricht möglichst lebendig zu gestalten. Nur keine Langeweile! Weil Kinder Freude haben wollen, wäre es gut, recht oft Ausflüge zu machen. Sie werden desto lieber in die Sonntagsschule kommen, wenn man mit ihnen fröhlich spielt und viel Gesang in die Stunde flücht.

Man entschloß sich auch, die für Kinder sehr geeigneten Morgensternblätter aus Kassel zu verschreiben. Fleißkärtchen sollen wenn möglich hin und wieder an die Schüler verteilt werden.

Mit frischem Mut und neuer Kraft soll die wichtige und verantwortungsvolle Arbeit aufgenommen werden. Daß die Arbeit an den Kindern keine leichte Aufgabe ist, bestätigt der Ausspruch eines Mediziners und Predigers: „Ich persönlich gestehe, daß es mir gar nicht schwer fällt, plötzlich und unvorbereitet vor einer großen Masse Erwachsener zu sprechen, daß ich es aber nie wage, ohne Vorbereitung zu Kindern zu reden. Ich habe in mir mit Schrecken entdeckt, daß ich viel zu erwachsen bin und zu erwachsen denke.“

Wäge Sich denn der große Kinderfreund! Der gesagt hat: laßet die Kindlein zu mir kommen, auch zu dieser Arbeit bekennen! P. Klagen, Lehrer.

Die Wasserdiebe unserer Heimat.

Referat von Lehrer Jakob Unger, Orloff. (Schluß.)

Außerdem ist ja das Bittergras ein zähes Wüsten-
gras, das nur ungern andere Pflanzen bei sich duldet. Die Kultur hat hier in E. mit dem ewigen Brennen eine vernichtende Rolle gespielt. Mir will's scheinen, als war es früher diesbezüglich anders. Der ausgestreute Same des Süßgrases wird total vernichtet und die Staube selber leidet sehr unter dem Feuer, während das Bittergras feuerfest ist. Die Wurzeln des Bittergrases sind tief; es verliert zwar den obern Teil der Blätter, doch wächst die Staube bald üppig nach.

Als Beweis gilt hier wohl die Behauptung etlicher Kanadier, welche beobachtet, daß in ihren Umzäunungen sich das Süßgras vermehrt. Es ist auch anzunehmen, denn die Ochsen treten den Süßgrassamen während der Regenzeit in den Boden und die Bittergrasstaube leidet sehr wahrscheinlich durch die Fußtritte des Viehes.

Doch nun zu der wichtigen Frage: „Wie verhindert denn das Bittergras das Vorhandensein des Süßwassers?“ Ich denke mir, daß unser Chacoboden vor uralten Zeiten Meeresgrund war. Mag jedoch diesem sein wie es wolle, die Tatsache bleibt, daß die Erde hier Salze aufweist, welches sich denn auch im Wasser zu erkennen gibt. Sollten nun tüchtige Regen die Erde bespülen und die Feuchtigkeit oftmals bis in die Wasserschichten bringen, so würden die Salze bald aufgelöst und

fortgeschwemmt werden. Hier hindert aber wieder das Bittergras, dem es eine Kleinigkeit ist, von einem Regen bis zum andern die Feuchtigkeit in die Luft zu schütten und die Erde so trocken zu machen, daß ein zweiter Regen Mühe hat, sie mal wieder aufzuweichen.

Der große Unterschied an Feuchtigkeit bei bearbeitetem oder unbearbeitetem Boden ist wohl jedem bekannt. Wenn man nun ausrechnen wollte, wieviel Liter Wasser z. B. ein Regen einem Hektar abliefern, so könnte man beinahe mit Bestimmtheit auch feststellen, wie diese Chacopumpen und gräulichen Diebe täglich stehlen. Einzelne Schwalben von Süßwasser in Brunnen, die früher nur Salzwasser lieferten, sind ja schon da. Auch kann man in einem Salzwasserbrunnen schnell Süßwasser erlangen, wenn man ihn mit Regenwasser füllt. Dieses ist wieder ein Beweis, daß Regenwasser die umliegenden Salze auflöst, durch den Druck entfernt und wir nun für längere Zeit im Brunnen Süßwasser haben.

Wie nun am besten das Bittergras zu vertilgen ist, darüber werden vielleicht andere berichten. Ich begnüge mich damit, vor Steppenbränden zu warnen. Und sollte unsere Kolonie jemals versuchen, d. h. wenn Wohlstand und Arbeitskraft es gestatten werden, Kulturland einzubürgern, so muß man hier sehr vorsichtig sein. Es gibt in der Tat Pflanzen, die dem Bittergras den Garaus machen würden, doch dieses sind solche, die selber niemals los zu werden sind. —

Anm. der Schriftleitung. Es wäre hochinteressant, wenn sich Interessenten auch weiter über dieses Thema „Bittergras“ aussprechen. Es ist anzunehmen, daß manche nicht mit allen Ausführungen Herrn Ungers übereinstimmen werden. Vielleicht ergreift Herr Dehring als Fachmann darüber das Wort. Bitte sehr!

Noch einmal

„Lieb' Vaterland magst ruhig sein.“

Endlich komme ich dazu, eine kurze Antwort auf den Artikel von Herrn Ungenannt in Nr. 9 des Menio-Blattes zu geben. Ich mußte mich ja auch erst mal von den Nackenschlägen, die mir aus dem Versteck zugeföhrt wurden, erholen. —

Schade nur, daß der Artikel nicht in der Rundschau gebracht worden ist. Die Kolonie ist ja mit ähnlichen „sachlichen Artikeln“ überfüllt.

Gerne würde ich, ob der Schreiber zu den einfachen Bauern gehört, der von dem geringen Ertrag seines Gartens leben muß, (denn solcher besitzt in der Regel nicht viel Optimismus) oder ob es jemand ist, der eine monatliche Gage von 500 P. und noch mehr bezieht.

Warum hat Herr Ungenannt denn eigentlich nicht seinen Namen unter seine „kräftigen Beweisführungen“ gesetzt? Ist es nicht eine Feigheit?

Hoffentlich bringt er das nächste Mal so viel Mut auf, den Lesern seinen Namen wissen zu lassen. Wahrscheinlich hat er dieses Mal die Steine gefürchtet, die ihm verdiensterweise seine Hand verwundet hätten.

Solange die Optimisten, (und wenn man sie sich näher ansieht, so sind es meistens solche, die in guten Verhältnissen leben), die öffentliche Meinung beherrschten, ging alles gut. Nun aber, da ich es gewagt habe, die andere Seite hervorzuheben, fährt man auf wie eine Ratter. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, das urteilsfähige Personen, (die Namen kann man sich bei mir unterstehen) nicht einmal auf dem Scho-

den aufmerksam gemacht haben, der durch solche Artikel entsteht, wie auch der in Nr. 9 des Menno-Blattes. Dadurch wird unsere Lage nicht gebessert. Wir brauchen in der Kolonie Optimisten, aber nicht solche, die die Dinge einseitig betrachten. Es ist endlich an der Zeit, daß die Bauern erwachen und offen sprechen und schreiben, damit man im Auslande merkt, „die Rosen im Chaon haben auch Dornen.“

Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß ein wirtschaftliches Emporkommen hier ausgeschlossen ist. Aber es wird schwer, sehr schwer gehen. Nur nicht dieses Land mit Sibirien vergleichen wollen, denn das ist eine große Torheit.

Nicht daß einer Seite ist mir zu meinem Bericht gratuliert worden. Herr Ungenannt wird ja meinen, daß dieses Leute zweiter Sorte seien, Leute, die sich kein richtiges Urteil bilden könnten, die da nur „Murren, und griesgrämig durch die Welt wandern.“ Aber man kann sie ruhig auch zur Sorte zählen, zu welcher sich Herr Ungenannt zählt. Zwar waren es größtenteils einfache Bauern, aber Bauern die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen, und sich über die hiesigen Verhältnisse ein sehr klares Urteil gebildet haben.

„Daß wir uns ein maßgebendes Urteil gebildet haben sollten, ist eine hohe Annahme“, so schreibt Herr Ungenannt. Ich frage ihn: „Warum hat man denn auf einer Bezirksoberversammlung einstimmig beschlossen, im kommenden Sommer möglichst viel Baumwolle anzupflanzen?“ War es nicht auch meine Meinung in meinem Artikel? Man sagte sich doch, daß man so nicht weiter wirtschaften könne. Mit Bohnen, Kufir und roten Weizen würden wir uns nicht über Wasser halten können. Denn wenn man in dieser Weise fortfahren sollte, so würde nicht nur jener „Kanadja“, sondern bald die ganze Kolonie in „abgetragener Kleidung, einen Strick um die Lenden und mit einem großen, zerrissenen Strohhut auf dem Kopfe“ einbergehen müssen. Oder hat sich Herr Ungenannt keinen Baumwollsaamen besorgt?

Von der einen Million par. P. (wer weik übrigens?), die die Kolonie Menno für 250 000 kg. Baumwolle eingenommen haben soll, wäre besser nicht zu viel Geschrei zu machen, um nicht dieselbe Erfahrung zu machen, wie mit dem Weizen.

Was die Gemüsegärten anbelangt, so bekomme ich den Eindruck, daß der Artikelshreiber mit den Soldatenfortins besser bekannt ist, als mit unseren Gärten. Die Südkartoffeln werden wir dieses Jahr wohl wieder 4 Monate entbehren müssen, aber es wird wahrscheinlich auch ein „Ausnahmehjahr“ sein.

Daß das Land doch mit dem unsinnigen Preis von 7, 50 Doll. also mit Preisen, die überhaupt nicht existieren, wie selbst von optimistischer Seite zugegeben wird, bezahlt werden soll, ist der Kolonie in den letzten Tagen mitgeteilt worden.

Noch eins zum Schluß. Warum hat Herr Ungenannt meinen Artikel nicht ganz gelesen? Dort habe ich doch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der Bericht nicht als ein Klagen oder Murren aufzufassen sei. Ich betone noch einmal, daß mich noch niemand hat klagen hören. Warum sollte ich auch? Ich leide ja keinen Mangel.

Aber diese Ansicht hat Herr Ungenannt und seines gleichen; sobald jemand die andere Seite berührt, „dann klagt, murret und räsoniert“ er.

Man lasse darum ferner die „väterlichen“ Ermahnungen
Referent: 3. 11. 33. R. Neufeld.

Am 6. e....

Heut ist in der Fernheimer Zentralschule großer Tag. Die Wände verschwinden schier unter frischem, saftigem Frühlingsgrün; Girlanden winden sich anmutig an Säulen und Türpfosten, und aus allen Ecken leuchten die prachtvollen Blüten der Kakaranda.

Die „Prüfung“ ist in vollem Gange. Frisch und gemütvoll vorgetragene Gedichte wechseln ab mit schneidig gelösten Rechenerempeln. Dazwischen rauschen die lebensfrohen, sprudelnden Liedchen und Lieder der Kleinen und Großen durch die festlich geschmückten Räume der Schule. Alles — die Zweige, die Blumen, die glänzenden Augen der Kinder, scheint heute Freude und Glück zu atmen.

Man nippt hier flüchtig an den Gesetzen der Physik, macht dort einen Abstecher in der Erdkunde durch die weiten Lande der Welt, versucht ein paar praktische Aufgaben aus dem Reiche der Raumlehre zu lösen und verjunkt sich dann wieder in die Tiefen der göttlichen Wahrheit.

Nun treten die Turner auf dem weiten Hofe an. Ein knappes Kommando, dann setzen die Freiübungen ein. Am Rande des Turnplatzes hat sich eine bunte Menge versammelt. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt sie den Bewegungen, Ausfällen der Turner, und in den beifällig lächelnden Gesichtern prägt sich unverholene Befriedigung über den edlen Gang und die straffe Haltung der Jungen aus. Wieder ein kurzer Befehl, und die jugendliche Schar schwenkt in geschlossenen Reihen den Klasserräumen zu.

Bald sind die frohen Stunden veronnen. Schon steht die Sonne im Zenith, und das erhitzte Blechdach erfüllt die Räume trotz der großen Fenster mit drückender, schwüler Luft. Noch ein kurzer Bericht des Leitenden über die Arbeit des verflossenen Jahres, noch eiliche Segenswünsche für die scheidenden Schüler — dann schallt durch den Raum der herrliche Schlusschoral „Segne und behüte“.

Einmal noch versammelt sich die ganze Schulgemeinde an diesem Tage bei hereinbrechenden Nachtschatten in den weiten Klasserräumen. Die Jahresarbeit ist abgetan, nun gilt es durch Freude und Lachen ihren Staub von den Fäßen zu schütteln.

Die Elementarklassen führen das dramatisierte Märchen „Hänsel und Gretel“ auf. In einer Klasse ist eine einfache mit blauem Tuchrande umrahmte Bühne hergerichtet. Fern im Hintergrunde sieht man tiefgrüne Wälder. Links steht das berühmte Knausperhäuschen, etwas weiter der Schweinestall, in dem Hänsel gemästet wird und daneben der verhängnisvolle, für Gretel schon geheizte Backofen; in den dann die herzhaften Kinder die böse Hexe stürzen.

Die Kleinen spielen ihre Rollen gut. Immer wieder lösen sich spontane Lachausbrüche bei den Zuschauern aus. Wie Märchenzauber hat es Alte und Junge umfangen, eingelullt.

Endlich um 9 Uhr ist das Spiel zu Ende. Das brausende Beifallsklatschen ist verrauscht. Jubelnd sind Hänsel und Gretel mit der zu Lebkuchen verwandelten Hexe über die grell erleuchtete Bühne dem rauschenden Walde zugezogen. Dann ist etwas holperich, ruckweise der graue Vorhang nieder gegangen, und nun herrscht in den zwei geräumigen bis auf das letzte Plätzchen besetzten Klassen ein trübes, von rötlichem Lampenschimmer schwach erhelltes Halbdunkel. Erleichtert atmen die fünf Lehrer der Schule auf. Der letzte Aufzug ist abgewickelt — morgen gehts in die Ferien.

Nach und nach leeren sich die Klassen, und bald zieht sich das Licht zurück, das das schattige Dunkel der Räume

der Nachtwind. Irgendwo zirpt im Geäste eines alten, modernden Quebracho melancholisch, ohne Aufhören eine einsame Zikade. Am Ende? W. Klassen.

Ist das Chacoweizenproblem schon gelöst?

Leider hat in diesem Jahre in den meisten Dörfern unserer Kolonie der Weizenbau fehlgeschlagen, was darum aber noch nicht bedeuten soll, daß die Weizenkultur hier für immer nicht angebaut werden kann. Am besten tut man, nach den Gründen des diesjährigen Mißerfolges zu suchen und manche von ihnen lehren uns die Wahrheit, daß man durch Erfahrung klug werden kann.

Zunächst ist es einmal wieder unsere Armut, die manchem Siedler es nicht erlaubte, sein Weizenfeldchen gehörig mit Stacheldraht zum umfriedigen. Dann kamen die bösen Ochsen und fraßen den grünen Weizen kahl weg.

In mehreren Fällen war auch der Boden entweder nicht günstig ausgeleuchtet oder auch nicht richtig vorbereitet. Was das erstere betrifft, so ist wohl sicher der niedrige schwarze Kampfboden hierzu der geeignetste, obzwar auch auf anderem Boden in günstigem Falle der Weizen durchkam. Was den zweiten Fall betrifft, so war der Boden, anstatt ihn im Sommer mehrere Male umzupflügen, um ihn locker, feucht und sauber zu erhalten (in Rußland Schwarzbrache), mit andern Kulturen bepflanzt worden. Diese schossen auf dem fetten Boden * ungemein ins Kraut und konnten viel zu spät geerntet und dann erst das Umpflügen bewerkstelligt werden. (* Waldboden.)

Weiter hatte man in vielen Fällen im vorigen Jahre geglaubt, daß der Weizen, der Ende April gesät worden war, zu spät in die Erde kam. Man säte nun, wie die Daten unten erweisen, einen Monat früher, was jetzt zur Folge hatte, daß die Raupen, die dann noch nicht verschwunden waren, ihm den Garaus machten. Auch wurden frühreife Sorten, die im Juni schon in besser Blüte und vielversprechend standen, vom Frost getötet. Hätten wir nicht ein ausnahmsweise frostreiches Jahr gehabt, wie alte Paraguaner es behaupten, so hätte diese Auflage wohl recht gute Resultate geliefert. Freilich erntete man von diesem Nachwuchs noch die dreifache Saat wieder.

Die besten Resultate wurden erzielt von der spätreifen Sorte, die auch spät, Ende April und Anfangs Mai, in die Erde gebracht wurde. Dieser Weizen stand zur Frostzeit, Ende Juni, prächtig da, aber die Ähren waren noch glücklicherweise in den Halmen und konnten folglich nicht vom Frost beschädigt werden. Sie ergaben die zehnfache Aussaat.

Wer die Gelegenheit hatte, in Hiebertsheim die in einer schwarzen Niederung am Waldbesrande angelegten Weizenfelder in Augenschein zu nehmen, dem mußte das Herz im Leibe lachen. Einer der glücklichen Besitzer eines solchen Weizenfeldes, Bürger A. Klassen, der zähe an der Idee festhielt, und allen Hindernissen und Mißerfolgen zum Trotz immer wieder Versuche machte, ist nun im Besitze mehrere Sack Weizen, die er heute noch ziemlich teurer als das Weizenmehl verkaufen kann. Die Saat stammte nun nicht mehr aus Argentinien, sondern war direkt im Chaco gezogen worden. Auch in Friedensfeld haben etliche Bürger ganz gute Resultate erzielt, die mir aber im Einzelnen nicht bekannt sind. Herr Klassen war so freundlich und stellte mir die folgenden Daten zur Verfügung:

Den 27. März einen Hektar gesät. Wurde total von Raupen vernichtet.

Den 25. April 3600 qum von der frühreifen Sorte gesät. Er verfror in der Blüte und der Nachwuchs brachte die dreifache Saat zurück.

Den 25. April 3750 qum von der späten Sorte gesät. Geerntet 305 kg.

Den 12. Mai 1482 qum von der frühreifen Sorte gesät. Geerntet 120 kg.

Saat auf dem Hektar verbraucht: 85 kg.

Als Zusammenfassung über dieses Thema sei noch kurz gesagt, daß wir lernen und immer wieder lernen müssen und nie ganz ausgelernt bekommen werden, bis man uns zu Grabe tragen wird.

Die Afuncioner Bancos Agricola und die Mennonitenkolonien im Chaco.

Am 14. November hatte die Kolonie Fernheim die Ehre, einen Besuch der größten landwirtschaftl. Bank des Landes, Herrn Dr. Mehl (Deutschösterreicher) mit seinem Begleiter, Herrn Ortíz als Gäste aufzunehmen. Sehr fein traf es zusammen, daß die genannten Herren in Philadelphia eintrafen, als gerade eine Bezirksversammlung zur Sitzung zusammen weilte.

Schon vorher war der Direktor der Bank, Herr Fernandez, unser werter Gast und hatte versprochen, sich in Fragen, die Landwirtschaft betreffend, uns weit entgegenzukommen, was im Interesse der Landesregierung liegt.

Der hochwertige Baumwollsaamen (8000 kg), welcher der Regierung selber sehr teuer zu stehen kommt und den sie beiden Kolonien frei zur Verfügung stellte, ist auch ein Beweis, daß man unser Bestes sucht. Auch sandte uns die Bank 1000 kg Pariser Grün unter günstigen Bedingungen, um eine eventuelle Raupenplage zu bekämpfen. Falls sie nicht austritt, nimmt die Bank das Gift zurück.

Herr Dr. Mehl und sein Begleiter gedenken hier etwa 10 Tage zu weilen, wo sie dann sämtliche Dörfer besuchen und auf manche landwirtschaftliche Fragen antworten werden. Eindringlich wird uns die Warnung zugerufen, nur ja nicht alten, degenerierten Baumwollsaamen zu pflanzen, um nicht diese teure Reinsaat zu vernichten.

Als Geschenk verteilten die Gäste in der Bezirksversammlung etliche Arten von Orangekernen und machten uns mit der Pflanzung derselben bekannt.

Zum Chacokrieg.

Schon das zweite Jahr wütet dieser mit gleicher Hartnäckigkeit, ohne daß man jetzt schon sein Ende sehen könnte. Wieviele der besten Söhne beider Länder mag er schon fortgerafft haben? Selbst der Unteroffizier Alberto Salamanca, der Sohn des Staatspräsidenten von Bolivien, ist im Nanawa-Abschnitt gefallen. Der parag. Staatspräsident Herr Dr. E. Urala sprach am 28. Okt. in einer Rundfunkrede unter anderem folgende Worte: „Es wäre mir lieber gewesen, bei dieser Gelegenheit über den materiellen Fortschritt Paraguays zu sprechen, doch verhindert dies leider der Kriegszustand. Ich liebe den Frieden und hasse den Krieg; ich glaube nicht an die Lösung internationaler Konflikte durch Waffengewalt.“

Die Mennonitenkolonien sind in letzter Zeit verschont geblieben und fast sämtliches Militär ist aus den Dörfern zurückgezogen worden. Die Versorgung der Truppen mit Mundvorräten und Kleidern ist weit besser als vor Jahresfrist. Auch werden heute die Regimenter nur auf Autos transportiert, während sie am Anfang auf ermüdende Fußmärsche angewiesen waren.

Verschiedenes.

Ein neues landschaftliches Bild entdeckten Bürger von Schönau im Nordosten der Kol. Fernheim. Mit Jagdflinten und Buschmesser ausgerüstet fanden sie, nach Holz und Schilf suchend, etwa 20 — 25 km vom Dorfe entfernt etliche tiefe Schluchten mit hohen Ufern, die ein altes Flussbett erkennen lassen. Auf manchen Stellen waren noch Wasserlachen da, die wahrscheinlich das runde Jahr hindurch nicht austrocknen. Hin und her fanden sich Spuren von Indianern, die sich wahrscheinlich der Kriegsunruhen halber in die Wildnis geflüchtet hatten. Auch wurden Indianerleichen im verwesten Zustande aufgefunden. Möglicherweise sind die Unglücklichen der Pockenepidemie zum Opfer gefallen.

Ebenfalls stieß man auf Scharen von Wild, wie Rehe und Wildschweine, deren man mehrere erlegte. So traf man auch ganz wilde, herrenlose Stiere und Pferde an und fand Spuren unbekannter großer Tiere. Ferner wurde eine hier bisher unbekannt Baumart mit hohem, glattem Stamme entdeckt. Das Holz läßt sich sehr gut spalten. Wozu es zu verwenden sein wird, bleibt abzuwarten.

Die Wildschweinejagd ist mit Gefahren verbunden. Einer unserer Jäger schoß in ein Rudel hinein und die ganze Meute stürzte wütend auf den Feind los. Da ihm keine Zeit übrig blieb, um nochmals sein Gewehr zu laden, so schlug er mit dem Gewehrkolben drauflos und entkam noch glücklich den Zähnen der wütenden Eber, deren einer tot auf dem Kampfplatze zurückblieb.

5 Zuchtschweine schenkte die Gesellschaft Casado der Kolonie Fernheim, um Ferkel zu züchten, die die ärmeren Familien gratis erhalten sollen.

Junge Heuschrecken schlüpfen aus dem abgelegten Samen und die Schwärme beleben nun die Rämppe und Gärten der Ansiedlungen. Stellenweise sind diese Schädlinge aber schon mehr verschwunden, was vielleicht der anhaltenden Dürre zuzuschreiben ist.

Unser Krankenhaus in Philadelphia hatte in den letzten Monaten hin und wieder auch mal Feiertage zu verzeichnen, an welchen keine Kranken zu pflegen waren. Wenn auch das Malariafieber nicht ganz verschwunden ist, so ist der Prozentsatz der Erkrankungen lange nicht mehr so hoch, als im Winter. Einen Arzt haben wir heute jedoch nicht in der Kolonie, da auch sämtliche Militärärzte nach der Front abgerufen wurden.

Die erste Hochzeit in Philadelphia fand am 12. November dieses Jahres statt. Das junge Paar waren Fräulein Anna Sawahky und Isaak Hildebrandt. Der Schwager der Braut, Herr Kornelius Hildebrandt, hatte seine neue große Drechsler- und Schmiedewerkstatt festlich hergerichtet, in der nun das Hochzeitsfest gefeiert wurde. Nach der Trauung stellte sich rasch ein Orchester, bestehend aus Fußharmonium und Saiteninstrumenten, zusammen, der das Fest mit Musik verschönerte. Die Eltern der Braut (nun jungen Frau)

Josef Domanu

	Reparaturen von
Ujuncion	Uhren aller Klassen
Calle Buenos Aires 209	unter Garantie.
im Hause des Herrn	Unzerbrechliche Gläser.
Moessgen.	Besteinggerichtete Werkstätte.

Eine Antwort.

Dem Schreiber der „Einige Fragen“ im Menno-Blatt Nr. 10 dieses Jahrganges, unterzeichnet P. A. R., Pio Binasko, scheint es noch nicht bekannt zu sein, daß jeder dauernd oder vorübergehend den Heimatort Verlassende die Pflicht hat, seine neue Adresse auf der bisherigen Poststelle zu melden, mit dem Antrage, etwaige, für ihn einlaufende Post an seine neue Adresse nachzusenden, andernfalls die unbestellbar eingehende Post an den Absender zurückgeht!

Die Postverwaltung Fernheim,
3. St. S. Kempel.

wohnen in Nord-Amerika. —

Temperaturen und Niederschläge. Ganz strichweise gingen in diesem Frühlinge einige kleinere Regengüsse auf die Ansiedlungen nieder. Dann setzte eine anhaltende Dürre mit heißem Nordwind ein und der Himmel über uns scheint ehern zu sein. Doch noch geben wir nicht die Hoffnung auf. Im Oktober maßen wir max. 38, min. 8 und mittel 25,6 Grad nach Celsius. Niederschläge gab es 18 mm. —

An alle unsere Abonnenten!

Da wir in der Redaktion des „Menno-Blatt“ wiederholt Anfragen erhalten, in welcher Weise am besten der Betrag für das Blatt einzusenden sei, so haben wir, um die Übersendung der Gelder einfacher zu gestalten, folgende Herren im Auslande gebeten, für uns die Beträge entgegenzunehmen. Man sende an folgende Adressen: Für Deutschland, Holland und Polen:

Herrn Pastor Lic. theol. E. Händiges, Bismarkstraße 7, Elbing, Westpreußen.

Für Frankreich und die Schweiz:
Herrn Max Schowalter, 54 rue d'Ulzach, Mulhouse, Haut Rhin.

Für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika:

Herrn G. G. Hiebert, Reedley, Kalifornien.

Für Kanada: Herrn D. Epp, Editor des Boten, Rosthern, Saskatchewan.

Wir bitten unsere werten Leser, uns auch ferner in den schweren Zeiten, wo wir außerdem noch in der Kriegszone leben, nicht im Stiche zu lassen. Der Betrag für das nächste Jahr soll folgend sein: In U. S. A. und Kanada 80 Cents. Für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark 2, 50 RM. Für Argentinien 2 Pesos Argentinos, für das östliche Paraguay 30 und für die Kolonien Menno und Fernheim 25 Pesos c. l. pro Jahr.

Die Schriftleitung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: A. Siemens.